

Vom Kommentieren

1. Theorie des Kommentars

Als der Germanist Georg Witkowski (1863–1939) 1924 in seinem bekannten Methodenbuch *Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke* den Stand der damaligen editionsphilologischen Errungenschaften protokollierte, fällte er ein deutliches Urteil: Während bei der Wiedergabe der Varianten in den textkritischen Apparaten nach dem (missverstandenen) Vorbild der Weimarer Goethe-Edition durchaus zu viel Sorgfalt und Aufwand getrieben werde,¹ befinde sich die andere Aufgabe der Editionsphilologie, die Texte zu kommentieren, in einem weitgehend unreflektierten Zustand. Für das Kommentieren von Texten fehlten – wie man heute sagen würde – Qualitätsstandards und Anforderungsprofile.² Das Vorbild der Weimarer Goethe-Ausgabe habe in dieser Hinsicht fatal gewirkt: „Die äußerlich so imponierende textkritische Leistung der Weimarer Goethe-Ausgabe gilt [...] als unübertroffenes Muster [...]. Da sie keine Erläuterungen enthält, gelten solche Beigaben jetzt als Zeichen von Unwissenschaftlichkeit [...].“³

Die aus einem positivistischen Geist entstandene Editionspraxis, die aus ‚Liebe zum unscheinbaren Detail‘ unterschiedslos jede Textvarianz in autorisierten und nicht-autorisierten Textfassungen dokumentierte und so dazu tendierte, die Überlieferungsgeschichte zum Editionsgegenstand zu machen, verdrängte dabei auch die traditionelle Beigabe einer biographischen Autorenwürdigung, wie sie schon in den Textanthologien und Werkausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts zu finden waren und nun aber ins Gebiet populärer Volksausgaben und Leseeditionen abgedrängt wurden. Karl Lachmann (1793–1851) wies etwa als Lessingherausgeber bereits 1840 den Anspruch weit von sich, eine solche Biographie oder Charakteristik im Rahmen seiner Edition des besten Lessingtextes liefern zu müssen; sie gehöre „in keine Sammlung seiner Schriften“.⁴ Im festen Glauben an die Zeitlosigkeit seiner eigenen textphilolo-

¹ Georg Witkowski: *Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke*. Leipzig 1924, S. 15.

² Ebd., S. 17.

³ Ebd., S. 15.

⁴ Karl Lachmann: [Unterdrückte Anzeige der Lessing-Ausgabe] (1840). In: *Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition*. Hrsg. von Rüdiger Nutt-Kofoth. Tübingen 2005 (Bausteine zur Geschichte der Edition 1), S. 7–12, hier S. 8. – Zur Konkurrenz philologischer und biographischer Methoden der Literaturbetrachtung vgl.: Christian von Zimmermann: *Rettungen aus dem Staub der Philologie. Ein Essay über die Konkurrenz von Biographie und Philologie*. In: *Anekdote – Biographie – Kanon. Zur Geschichtsschreibung in den schönen Künsten*. Hrsg. von Melanie Unseld u. Christian von Zimmermann. Köln et al. 2013, S. 19–38.

gischen Arbeit, die gleichwohl nach einem halben Jahrhundert durch Franz Muncker (1855–1926) bereits zum zweiten Male und nun grundlegend überarbeitet werden musste,⁵ lehnte er eine solche Charakteristik auch ab, da selbst eine gute Darstellung „nach funfzig Jahren nicht mehr genügen würde“.⁶

Nicht nur den biographischen Beigaben, sondern generell den Sach- und Worterläuterungen haftete gegenüber der offenbar gesicherten Faktizität der textphilologischen Befunde nicht nur der Makel ungesicherter Vorläufigkeit, sondern auch derjenige des bloß Didaktischen und Vermittelnden an, während der gebildete Leser einer solchen Führung nicht bedürfe. Auch Witkowski sah hier bereits ein Grundproblem der Kommentare, die nur selten auf ihren tatsächlichen Benutzerkreis zugeschnitten seien. Der Ausweg, einen bestimmten Bildungsstand für die Bestimmung der Kommentierungstiefe zugrunde zu legen, wie ihn sich später etwa noch die Adalbert Stifter-Edition der *Werke und Briefe* zu eigen gemacht hat, bessere diesen Umstand nur teilweise.⁷ Immerhin aber stellt die Formulierung der Stifter-Editoren hier einen diskutablen Versuch dar:⁸

Das Niveau der Erläuterungen ist nach Erfahrungen mit Studierenden mehrerer Stifter-Seminare an dem Wissensstand von Germanisten im Hauptstudium orientiert; die in Lexika leicht zugänglichen Kenntnisse bleiben ausgespart. Berücksichtigt wurde aber, daß einer wachsenden Zahl fremdsprachiger Leserinnen und Leser die Auflösung mancher Komposita Probleme bereiten kann; auf sie sind auch Erläuterungen kulturgeschichtlicher Details ausgerichtet.

Solche Versuche, das ‚Eintrittsniveau‘ in den Kommentar zu bestimmen und dadurch Kommentierungsgrad und -tiefe pragmatisch zu bestimmen, sind gewiss hinsichtlich einer wünschbaren theoretischen Präzision diskutabel, können dennoch aber für konkrete Fallentscheidungen eine gewisse Hilfestellung darstellen.

Witkowski läßt keinen Zweifel daran, dass erst mit einer adäquaten Kommentierung, die editionsphilologische Grundforderung erfüllt werde, „das Verständnis der Einzelheiten“ zu fördern, ohne welches „meist weder wirkliches Eindringen in ein Schriftwerk noch dessen voller Genuß möglich“ sei.⁹ Vor allem wehrt sich Witkowski gegen die Auffassungen, eine Kommentierung jüngerer Autoren sei ‚unwissenschaftlich‘ (im Sinn positivistischer Textkritik), für den „Fachmann“ überflüssig oder widerspreche dem ästhetischen Postulat der Dichtung. Es sei ein Irrtum zu glauben, dass Werke jüngerer Autoren nicht ebenso kommentiert werden müssten wie klassische Texte oder ältere Dichtwerke des Mittelalters und der Frühen Neuzeit!¹⁰

⁵ Vgl. zur Geschichte der Lessing-Editionen: Wolfgang Albrecht: Lessing-Editionen. In: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editions-geschichte. Hrsg. von Rüdiger Nutt-Kofoth u. Bodo Plachta. Tübingen 2005 (Bausteine zur Geschichte der Edition 2), S. 315–327.

⁶ Lachmann 2005 (Anm. 4), S. 8.

⁷ Witkowski 1924 (Anm. 1), S. 17.

⁸ Adalbert Stifter: *Werke und Briefe*. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Alfred Doppler u. Wolfgang Frühwald, Band 1, 9: Studien. Kommentar bearbeitet von Ulrich Dittmann. Stuttgart, Berlin, Köln 1997, S. 15.

⁹ Witkowski 1924 (Anm. 1), S. 17.

¹⁰ Ebd., S. 88f.

Denn Kommentierung solcher jüngerer Autoren gilt als Unwissenschaft, gemäß der Voraussetzung, der Fachmann bedürfe ihrer nicht. Dies mag für das Wortverständnis zutreffen, obwohl z.B. der Bedeutungswandel seit der Klassikerzeit, die ästhetische Terminologie Schillers oder Friedrich Schlegels, die Idiotismen und kühnen asyntaktischen Bildungen mancher Neuesten wohl der Interpretation, auch für philologische Vorgebildete, bedürftig erscheinen. Vollends im Bereich der geistes- und kulturgeschichtlichen, der persönlichen und in andere Wissensgebiete weisenden Beziehungen könnten die Spezialkenntnisse des Herausgebers vielfach auch den Fachgenossen willkommene Hilfe gewähren.

Witkowski schwebt dabei als Vorbild für die Neugermanistik die Kommentierungspraxis der klassischen Philologie vor, so wie er sie versteht. Der Stellenkommentar müsse (unter dem Text oder im Anschluss an die Textedition angebracht) „mit Hinweisen auf die gesamte in Betracht kommende Literatur, Auseinandersetzungen mit ihr und Erörterungen strittiger Punkte der Textgeschichte, Worterklärung (*Interpretation*) und Sinndeutung (*Hermeneutik*), zuweilen mit Zusammenstellung der Meinungen früherer Kommentatoren (*cum notis variorum* [...])“ versehen sein.¹¹

Dieser Stellenkommentar sei zudem durch eine ‚monographische‘ Einleitung zu ergänzen, unter welcher Witkowski eine „genau auf das Thema eingestellte, nach allen Seiten abschließende Untersuchung“ des editionsphilologisch aufgearbeiteten Textes versteht, insofern diese Untersuchung nicht Bestandteil der „Sach- und Wortklärung“ als Aufgabe des Stellenkommentars sei.¹² Im Detail benennt Witkowski die Topoi eines Einleitungskommentars: „innere und äußere Vorgeschichte; Werden (mit den Bestandteilen des Rechenschaftsberichts), Stoff- und Motivgeschichte; Quellen, Formanalyse; literarhistorische, kulturgeschichtliche, ästhetische Bedeutung; Wirkung in Literatur und Leben“.¹³ Selbstverständlich ist zudem, dass Kommentar und Stellenkommentar durch Register und eventuell ein Glossar erschlossen werden sollten.¹⁴

Gewiss haben sich einige Akzente dieser Bestimmung der Aufgaben des Kommentars verschoben, prinzipiell dürfte diese Umschreibung der ‚wissenschaftlichen‘ Aufgaben des Kommentars auch heute noch als ein Orientierungsmaßstab für kommentierungswillige Editoren gelten, und insbesondere Studienausgaben wie die Editionsreihe des Deutschen Klassiker-Verlages folgen abgesehen vom in der Regel fehlenden Glossar diesem Muster.

Das Stichwort ‚Studienausgabe‘ weist zugleich freilich auf eine Entwicklung hin, die der Forderung Witkowskis gerade nicht entspricht. Der Trennung von ‚wissenschaftlicher‘ (also positivistischer) Textedition und didaktisch erläuterter Lese- und Studienausgaben stellt er die Forderung nach *kommentierten wissenschaftlichen Ausgaben einzelner Werke* entgegen, die sowohl höheren Ansprüchen an die Textkritik als auch an die Kommentierungstiefe genügen sollen. Die Ablehnung des Kommentars in wissenschaftlichen Editionen des 19. Jahrhunderts, die Witkowski auf positivistische und ästhetizistische ‚Dogmen‘ zurückführt, ist im 20. Jahrhundert in

¹¹ Ebd., S. 88.

¹² Ebd., S. 91.

¹³ Ebd., S. 91.

¹⁴ Ebd., S. 93.

vielelei einschlägigen Beiträgen fortgeschrieben worden,¹⁵ und dies obwohl immer wieder angemahnt wurde, die Kommentierungspraxis der Studienausgabe auch für historisch-kritische Editionen zu übernehmen und sich nicht auf Anmerkungen und bloße Erläuterungen zurückzuziehen (Frühwald).¹⁶ Die niederländische Philologin Marita Mathijssen hat demgegenüber aus einer internationalen Perspektive moniert, die germanistische Ablehnung des Kommentars habe über die Nationalphilologie hinaus eine „negative Vorbildfunktion“ ausgeübt¹⁷ und zudem dazu geführt, dass kaum Diskussionen um dessen adäquate Gestaltung geführt worden seien. Eine Folge sei die mangelnde Qualität der Kommentare, die in Studienausgaben sehr häufig vom Leitgedanken der vermittelnden Textinterpretation getragen würden und auf die auch in historisch-kritischen Ausgaben häufig nicht die nötige Sorgfalt angewendet werde. Dies ist gewiss eine überzeichnende Polemik, da es sowohl hervorragend kommentierte Studienausgaben als auch seriös kommentierte historisch-kritische Ausgaben gibt, gleichwohl ist der Bedarf an einer theoretischen Grundlegung für die Aufgaben des Kommentars nach wie vor groß. Der von Witkowski geforderte Standard der Textkommentierung ist nicht in die Grundanforderungen historisch-kritischer Editionen eingegangen und auch nicht von besseren Standardsetzungen eingeholt worden. Auch Wolfgang Frühwalds Versuch, den Kommentar, den er in die Bestandteile „Textkritik“, „Quellenkritik“, „Text-Analyse“ und „Werk-Rezeption“ unterteilt, von der Dienstfunktion gegenüber der Textedition zur eigenständigen Forschungsarbeit aufzuwerten (und entsprechend mit deutlichem Akzent auf Einleitungskommentaren neu zu strukturieren),¹⁸ hat sich nicht als Standard durchgesetzt. Allerdings dürfte die Edition der *Werke und Briefe* Adalbert Stifters diesen Vorstellungen Frühwalds entsprechen.

2. Kritik der Kommentierungspraxis

Jeder, der einen Kommentar verfasst, weiß um die vielen Entscheidungen, die die Anlage eines Stellenkommentars hinsichtlich Kommentierungstiefe, Kommentie-

¹⁵ Vgl. etwa zur Forderung, „den Leser“ in seiner Selbstständigkeit nicht durch den Kommentar zu beschränken: Gunter Martens: Kommentar – Hilfestellung oder Bevormundung des Lesers? In: editio 7, 1993, S. 36–50; ergänzend sieht der Vorschlag von Elisabeth Höpker-Herberg und Hans Zeller den Verzicht der Kommentierung fiktionaler Texte vor: Dies.: Der Kommentar, ein integraler Bestandteil der historisch-kritischen Ausgabe? In: Ebd., S. 51–61.

¹⁶ Wolfgang Frühwald: Formen und Inhalte des Kommentars wissenschaftlicher Textausgaben. In: Probleme der Kommentierung. Kolloquien der Deutschen Forschungsgemeinschaft Frankfurt a.M. 12.–13. Oktober 1970 und 16.–18. März 1972. Referate und Diskussionsbeiträge. Hrsg. von Wolfgang Frühwald, Herbert Kraft u. Walter Müller-Seidel. Boppard, Bonn-Bad Godesberg 1975, S. 13–32, hier S. 15. – Frühwald betont im Zusammenhang mit einer „Typologie der Ausgaben“: „Die Praxis lehrt, daß im Kommentarbereich Studienausgaben vom Typ der Hamburger Goethe-Ausgabe die historisch-kritische Edition längst überholt haben, ja, daß die aus dieser Perspektive unnatürlich erscheinende Trennung in Studienausgabe und historisch-kritische Ausgabe durch die Vernachlässigung des Kommentarproblems in den alten und neuen historisch-kritischen Gesamtausgaben mit hervorgerufen wurde“ (Ebd., S. 19).

¹⁷ Marita Mathijssen: Die sieben Todsünden des Kommentars. In: Text und Edition. Positionen und Perspektiven. Hrsg. von Rüdiger Nutt-Kofoth et al. Berlin 2000, S. 245–261, hier S. 251.

¹⁸ Frühwald 1975 (Anm. 16), S. 23.

rungsgegenständen, notwendiger Kürze respektive Länge, Auswahl der Quellen und Hilfsmittel mit sich bringt, wenn nicht schon das Zeit- und Kostenbudget eine irgendwie befriedigende Kommentierung unterbindet. Schon die Sichtung der wenigen editionsphilologischen Tagungsbände, die sich der Kommentierungspraxis widmen, zeigt zudem, dass die Kommentierung vor allem am je ‚individuellen‘ Gegenstand verhandelt wird und verhandelt werden muss, da generalisierbare Kommentierungsgrundsätze weitgehend fehlen. Als Prolegomenon solcher Grundsätze müsste wohl zunächst eine Kritik und Systematisierung der vorhandenen Kommentierungspraxis und -praktiken erfolgen. Im Rahmen der vorliegenden Studie können dazu nur einige vorläufige Beobachtungen zusammengetragen werden.

Als Beispiel dient eine – in diesem Kontext nicht zum ersten Mal kritisch beleuchtete – Edition, die ihren eigenen Anspruch auch nicht in der Kommentierung sucht, sondern eher ein Beispiel für die traditionelle Opposition zwischen Textphilologie und Kommentar in der germanistischen Editionsphilologie darstellt. Trotz einer bedeutenden Varianz und unübersehbaren Dynamisierung im Wechsel der textphilologischen Standards hat sich die traditionelle Vorstellung der Dichotomie von der Zeitlosigkeit der textphilologischen Arbeit gegenüber der ‚Unfestigkeit‘ der Kommentare bis in die Gegenwart halten können. Kommentare gelten weiterhin als notwendig unzulänglich, in unzulässiger Weise interpretierend, rasch veraltend oder gar den Leser bevormundend. Wohl um dem Verdacht der interpretierenden Kommentierung vorzubeugen, formulierten Eberhard Sauer mann und Hermann Zwerschina im editorischen Bericht zur textphilologisch vorbildlich gründlichen Trakl-Edition explizit, welche Erläuterungen des Wortes „Schwester“ sie in einem Trakl-Gedicht nicht in den Kommentar schreiben würden, um den Leser in seiner Freiheit zu belassen:¹⁹

Hingegen wird Schwester (im Vers *Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain*) von uns nicht erläutert: weder durch einen Verweis auf Trakls Schwester Margarethe Langen-Trakl, weil Schwester im Werk Trakls nicht einfach als Chiffre für Gretl aufgefaßt werden kann; noch durch einen Verweis auf die Sage um Ödipus' Tochter Antigone – weil aus dem Kontext ein Bezug zum Kern dieser Sage (der normwidrigen, aber ethisch gerechtfertigten Beerdigung des Polyneikes durch seine Schwester Antigone) keineswegs zwingend ist und weil ein Beleg für eine Beschäftigung Trakls mit dieser Sage nicht erbracht werden kann. Ungeachtet dessen bleibt es dem Benützer der Innsbrucker Trakl-Ausgabe unbenommen, im Bild der Schwester Trakls Sehnsucht nach Gretl zu vermuten.

Der argumentative Status dieser Aussagen ist fragwürdig: Was spricht denn eigentlich dagegen, die Leserin oder den Leser mit mehreren möglichen Kontextualisierungen im Kommentar zu konfrontieren? Warum sollten sie und er von einer Ausgabe nicht gerade dies erwarten können, anstatt darauf verwiesen zu sein, eine solche Kontextu-

¹⁹ Eberhard Sauer mann u. Hermann Zwerschina: Editorischer Bericht. In: Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel. Innsbrucker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe mit Faksimiles der handschriftlichen Texte Trakls, Band 1: Dichtungen und journalistische Texte 1906 bis Frühjahr 1912. Hrsg. von H. Zwerschina in Zusammenarbeit mit E. Sauer mann. Frankfurt a.M., Basel 2007, S. 11–36, hier S. 14f.

alisierung, wenn man sie denn nun vornehmen (und bitte selbst recherchieren) wolle, sei nicht illegitim, aber nicht Aufgabe der kritischen Edition. Für die Erschließung der Texte wäre es wohl eher sinnvoll, wenn diese und andere der vielfältigen Kontexte tatsächlich im Kommentar stünden, denn gerade diese offenen paradigmatischen Kontexte sind es, welche Einblicke in die nicht mehr selbstverständliche historische Dialogizität der Sprache geben, den vermeintlich festen Text gegenüber Vorannahmen öffnen.

Im Zentrum des Trakl-Kommentars stehen nicht die Kontextualisierungsmöglichkeiten, sondern traditionelle Wort- und Sacherläuterungen:²⁰

In den 'Einzelstellen-Erläuterungen' werden – bei jedem Vorkommen – Eigennamen, mythologische Namen und Namen von Werken und Orten erläutert sowie Fremdwörter und sprachliche Formen, die veraltet sind oder seinerzeit in Trakls Heimat unüblich waren.

Das Bemühen um eine eher mechanische Erläuterungspraxis, die jeder Andeutung einer Interpretation auszuweichen bemüht ist und zudem die Erläuterungstugend größtmöglicher Kürze pflegen soll, treibt freilich mitunter kuriose Blüten, wenn etwa zum Lemma „Ibsen“ notiert wird: „Henrik Ibsen (1828–1906), Schriftsteller“.²¹ Daneben stehen in weiteren Lemmata die bibliographischen Angaben zu den erwähnten dramatischen Texten von Gustav Streicher, dem Trakl eine Würdigung im *Salzburger Volksblatt* gewidmet hatte. Eine über die bibliographische Verzeichnung hinausgehende Erläuterung zu Streicher und seinem Werk findet sich – ebenfalls in knapper Form – immerhin im Kommentar zum Titellemma „Gustav Streicher“. In dieser ersten „Einzelstellen-Erläuterung“ verweisen die Kommentatoren zudem mit philologischer Selbstverständlichkeit bereits auf Ibsen und Maeterlinck, ohne dass diese Namen hier erläuterungsbedürftig erschienen. Dabei handelt es sich wohl um eines der häufigsten Probleme vorliegender Kommentare: Manche Kommentatorinnen und Kommentatoren füllen einerseits den Kommentar mit ‚Banalitäten‘ an, um dem angenommenen (nicht fachspezifischen) Hintergrund der Leserinnen und Leser gerecht zu werden, vermögen sich aber in ihrer eigenen Kommentierungssprache nicht von diskursiven Praktiken und fachlichen Voraussetzungen literaturwissenschaftlich-akademischer Rede zu lösen und adressieren so eher Fachkolleginnen und -kollegen als Diskursfremde. Das daraus resultierende Nebeneinander muss als Fehler in der Adressierung von Leserschaften erscheinen. Auf eine Erläuterung zu „Ibsen“, wie sie die Edition bietet, könnten Leserinnen und Leser der Trakl-Edition gewiss verzichten, zumindest, wenn hier nicht Angaben gemacht werden, die über die Minimalerläuterung hinaus Hinweise zu Ibsens Bedeutung für Streicher und Trakl geben.

Sprechend für die Entscheidung der Kommentatoren ist zudem, dass Titel und Namen in dieser Weise minimalistisch erläutert werden, dass aber Begriffe des Trakl-Textes wie „Heimatkunst“, „Naturalismus“, „Neuromantiker“ und andere mehr dagegen als nicht erläuterungsbedürftig erscheinen. Das wirft die Frage auf, wie die Trakl-Edition ihren Nutzerkreis definiert, wenn dieser dadurch charakterisiert

ist, dass einerseits das Wissen, das Ibsen ein Schriftsteller war, nicht vorausgesetzt werden kann, andererseits aber die genannten Epochenbegriffe in ihrer Anwendung durch Trakl Allgemeinut sein sollen. Für die poetischen Texte Trakls nehmen die Herausgeber in Anspruch, deren ästhetische Faktur nicht durch festlegende interpretatorische Erläuterungen unterlaufen zu wollen; dass diese Erläuterungspraxis auch auf die journalistischen Texte übertragen worden ist, ist mehrfach unbefriedigend, zumal sich gerade für diese Medientextsorten eine kontextualisierende Kommentierung mehr und mehr durchsetzt, die es etwa auch verlangt hätte, den Publikationsrahmen des Textes zu beschreiben. So wäre bereits der Editionsart – das Feuilleton des *Salzburger Volksblattes* gewiss erläuterungsbedürftig gewesen. Anstelle einer mechanischen Erläuterungspraxis wäre, so legen diese Beispiele nahe, die Orientierung an einer pragmatischen Niveaubestimmung nach Vorbild der Stifter-Edition sicher zu bevorzugen gewesen.

Problematisch erscheinen auch andere Bestandteile der Erläuterungen in dieser Edition. So fehlt im Kommentar zum Puppenspiel *Blaubart* eine eingehendere motivgeschichtliche Erläuterung zu *Blaubart*; die Erläuterung beschränkt sich auf die knappe Formel: „Gestalt der europäischen Dichtung; Titel eines französischen Märchens ('Barbe-bleue'), das zum Märchenkreis des Mörderbräutigams zählt“.²² Die Namen der weiteren Figuren des Stückes – Maria, Herbert und Elisabeth – werden in einer in der gesamten Edition stereotyp wiederkehrenden Formel bezeichnet: „Weibliche und männliche Vornamen; ein biographischer oder literarischer Bezug ist nicht herzustellen“.²³ Diese Aussage war den Kommentatoren dann wohl doch nicht geheuer; jedenfalls verweist der darauf folgende Eintrag zu Maria noch ausdrücklich auf die sich paradigmatisch eröffnenden Kontexte: „Im Neuen Testament Name für die Mutter Jesu“.

Sehr zahlreich und für sich verdienstvoll sind die Nachweise von literarischen Parallelstellen insbesondere in den Werken von Maeterlinck, Rimbaud und Verlaine. Sorgsam haben die Kommentatoren diese Verweise mit einem „Vgl.“ eingeleitet, um die genauere Kontur des intertextuellen Bezuges offen zu lassen. Gleichwohl legt die Erläuterung einen tatsächlichen Bezug nahe, und die Nutzerinnen und Nutzer des Kommentars wären wohl an vielen Stellen durchaus interessiert zu erfahren, warum die Kommentatoren diesen Bezug nahelegen möchten. Dazu bedürfte es freilich an vielen Stellen eingehenderer Erläuterungen zu den Bezugstexten.

Im Detail hat Lothar Blum die Probleme des Kommentars der Trakl-Edition bereits demonstriert und demgegenüber den möglichen Wert ergiebiger Kommentierung als Praxis der Kulturvermittlung hervorgehoben.²⁴ Der nachdrückliche Hinweis,

²² Ebd., S. 296. – In ihrer Kürze erscheinen viele Stellenkommentare auch wenig hilfreich. Wer möchte etwa die folgende Kurzformel als strukturelle Basis des Melusine-Stoffes akzeptieren? „Gestalt der französischen und deutschen Dichtung; eine Meerfee, die sich mit einem Sterblichen vermählt, von ihm aber in ihrer Nixengestalt beobachtet wird und deshalb in ihr Reich zurückkehrt“ (S. 199).

²³ Ebd., S. 296.

²⁴ Lothar Blum: Anmerkungen zur Kommentierungspraxis moderner Editionen am Beispiel der Innsbrucker Trakl-Ausgabe. Eine kritische Bemerkung. In: Edition und Interpretation moderner Lyrik seit Hölderlin. Hrsg. von Dieter Burdorf. Berlin 2010 (Beihefte zu editio 33), S. 141–153.

²⁰ Ebd., S. 15.

²¹ Ebd., S. 109.

dass auch historisch-kritische Editionen im Hinblick auf die Kommentierung Benutzerinteressen berücksichtigen müssten, entspricht dem schon von Witkowski stark gemachten Argument, dass sich die Edition mindestens dem nicht auf den Gegenstand der Edition spezialisierten Fachkollegen öffnen müsste. Wie unsicher Editoren hier freilich in der Adressierung ihres Benutzerkreises sind, zeigt sich, wenn eine historisch-kritische Edition, die sich an wissenschaftliche Trakt-Leserinnen und -Leser wendet, erläutern zu müssen glaubt, dass Ibsen ein „Schriftsteller“ war.

3. ‚Sünden‘ des Kommentierens

Anhand der kritischen Sichtung vorhandener Kommentare lassen sich generalisierbare Aussagen über häufige Fehler der Kommentierung extrapolieren und wenn schon nicht die Erkenntnis, dass die Länge eines Kommentars für dessen Qualität spricht, so doch diejenige, dass seine Kürze für fehlende Qualität und Komplexität bürgt. Eine Systematisierung möglicher Kommentierungsprobleme hat Marita Mathijnsen in ihrer Polemik für die Kommentierung als editionsphilologische Aufgabe unternommen, die sieben „Todsünden“ der Kommentierung auflistet,²⁵ die sich aus der vorhandenen Literatur um einige weitere Problemquellen erweitern lassen.

Freilich ist die Kategorisierung als ‚Todsünde‘ in vielen Fällen zu relativieren.

1.) Als erstes der sieben Risiken der Kommentierung nennt Mathijnsen das positivistische Bemühen nach einer Anhäufung von Fakten und insbesondere Quellen, um etwa die Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte eines Textes umfassend zu bestimmen. Mathijnsen hat hierzu ein klares Urteil: „Die ausführlich gestalteten Kapitel zur Rezeption mit vielen Zitaten und sogar dem Abdruck von kompletten Rezensionen, sind m. E. für das Verständnis des edierten Textes oft am ehesten entbehrlich.“²⁶ Mathijnsens Wendung gegen die dokumentierende Editionspraxis bedarf gewiss einer erneuten Prüfung und darf mit Fug und Recht anders beurteilt werden, zumal sich die in jüngerer Zeit erfolgreich entwickelnde Richtung kritischer und dokumentierter Editionen, wie sie die nun abgeschlossene Gottfried Keller-Edition repräsentiert,²⁷ inzwischen als Mittelweg zwischen der reinen kritischen Textedition und der kommentierten historisch-kritischen Ausgabe als Editionstyp hat etablieren können.

Ein in seiner Anlage für Studienzwecke hervorragend geeignetes und künftigen Herausgebern dokumentierter Editionen als Vorbild angeratenes Editionsbeispiel bietet die neue von Winfried Woessler geleitete Edition der Werke Gotthold Ephraim Lessings, deren ersten Band, die *Emilia Galotti* enthaltend, von Elke Monika Bauer besorgt worden ist.²⁸ Die hiermit vorgelegte dokumentierende Edition ist, wenn sie

²⁵ Vgl. zum folgenden: Mathijnsen 2000 (Anm. 17), S. 257–259.

²⁶ Ebd., S. 257.

²⁷ Gottfried Keller: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Walter Morgenthaler, 32 Bände [davon 31 publiziert]. Basel, Zürich 1996–2013.

²⁸ Gotthold Ephraim Lessing: *Emilia Galotti*. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Elke Monika Bauer. Tübingen 2004 (Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Winfried Woessler).

zudem für einen Hochkanontext erstellt wird wie Lessings *Emilia Galotti* eine akademische Studienedition, die der literaturwissenschaftlichen Forschung hinkünftig als eine Grundlage dienen kann, wie sie für kaum ein zweites Werk der deutschen Literaturgeschichte existiert. Das ambitionierte Projekt verdient in dieser Hinsicht allen Respekt. Gleichwohl dürfte nicht jedes Interesse damit aufgefangen sein und sich die Frage stellen, ob die Lessing-Edition in dieser Weise nicht den zusätzlichen dokumentarischen Dienstleistungen den Vorzug vor den Kernaufgaben der Kommentierung gegeben hat. Erinnerung sei an Klaus Kanzogs Einwand: „[M]anche Editoren neigen sogar dazu, ihre Tätigkeit auf die wohlgeordnete Dokumentation der Textüberlieferung zu beschränken und das Kommentieren anderen Kollegen zu überlassen“.²⁹ Die Bevorzugung der Aufführungs-, Rezeptions- und Wirkungsgeschichte gegenüber den textgenetischen sozialen und diskursiven Bedingungen des Textes ist jedenfalls eine für die Edition folgenreiche Vorentscheidung.

2.) Zu Recht weist Mathijnsen zweitens darauf hin, dass sich Worterläuterungen in Kommentaren nicht darauf beschränken können, ohne weiteres zugängliches Wörterbuchwissen im Kommentar wiederzugeben. Eine eingehende Darlegung der Bedeutung und der Standards eines ‚lexikalischen Kommentars‘ hat Ulrich Knoop 2004 in einem *editio*-Beitrag unternommen.³⁰ Gegenüber der Übernahme eines Wörterbucheintrages wäre mit Knoop festzuhalten, dass der Kommentar den syntagmatischen Kontext einer erläuterungsbedürftigen Textstelle zu berücksichtigen hat:³¹

Ein sprachlicher Text kann im strengen Sinn keine ‚Sache‘ enthalten, es gibt also dann auch keine ‚sachliche‘ Erklärung. Denn die ‚Sache‘ ist auf alle Fälle sprachlich, nämlich als Wort oder Wortfolge präsentiert. Sie muß von daher auch wortsemantisch erklärt werden. [...] [D]ie ‚Sacherläuterung‘ sollte [...] immer erst in Hinsicht auf die textliche Umgebung und deren Vorgaben erfolgen. Sie ist also zuerst sprachlich und dann sachlich. Das gilt auch für zu erläuternde Namen (Personen-, Orts-, mythologische etc.) aller Art, weil sie bedeutungstragend eingesetzt werden können, was aber im Kontext zu prüfen ist.

Während Knoop, wie vor ihm schon Witkowski – das zunehmende sprachliche Fremdwerden auch der Klassiker der deutschen Literatur als eine Herausforderung des lexikalischen Kommentars betont und zugleich Vorschläge zu dessen Realisierung unterbreitet, hat Sigurd Paul Scheichl in einem sehr bedenkenswerten Beitrag auf die Bedeutung des Übergangs von Mündlichkeit (Redewendung, modischer Sprachgebrauch, Witz etc.) zur Schriftlichkeit sowie auf die Probleme hingewiesen, diese ‚Reflexe der Mündlichkeit‘ zu erkennen und in historischer Perspektive nachzuweisen.³²

²⁹ Klaus Kanzog: Historizität und Aktualität. Semiotische Probleme des Erläuterns und Kommentierens. In: *editio* 7, 1993, S. 76–84, hier S. 78.

³⁰ Ulrich Knoop: Der lexikalische Kommentar. Der differente Wortschatz und die Methodik seiner Erklärung. In: *editio* 18, 2004, S. 187–212.

³¹ Ebd., S. 204f.

³² Sigurd Paul Scheichl: Kaiser Joseph und die anachronistischen Töchter. Zum Kommentieren von Reflexen des Mündlichen. In: *Kommentierungsverfahren und Kommentarformen*. Hrsg. von Gunter Martens. Tübingen 1993 (Beihefte zu *editio* 5), S. 124–132.

Die historisch-kritische Neuedition der Werke von Jeremias Gotthelf kann für diese Herausforderungen zahlreiche Aspekte liefern. Die Verwendung einer historischen Dialektstufe in einer nicht normierten Praxis der Niederschrift, die Verwendung eines häufig lokal eng begrenzten landwirtschaftlichen Fachvokabulars, der Rückgriff auf Gerüchte und mündlich kolportierte Erzählstoffe begegnen in jedem der Texte Gotthelfs. Scheinbar „selbstverständliche“ Ausdrücke wie der Ausdruck, jemand lasse es sich „sawohl“ ergehen, können sich freilich als Türöffner für die anthropologischen Diskurse erweisen, die im Hintergrund eines Textes wirksam sind. Nicht eine derbe ländliche Sprache, sondern die Sprache Luthers und lutherischer Prediger sind hier die relevanten Bezüge.³³

Eine gute Illustration für das Ineinandergreifen von diskursiver Sprachverwendung und konkreten pragmatischen Kontexten bietet der Gebrauch des Wortes „Zeitgeist“ bei Gotthelf, der in zu Beginn der 1840er unvermittelt einsetzt und sich bis zum titelgebenden Wort im späten Roman *Zeitgeist und Berner Geist* steigert. Zeitgeist als Begriff für die Gegenüberstellung der zeitlosen Wahrheiten christlicher Lehre insbesondere von der Sündennatur des Menschen mit den aus Gotthelfs Sicht auf die Befriedigung der Bedürfnisse des Tages ausgerichteten modischen liberalen Überzeugungen bedarf einer diskursiven Erläuterung. Diese vermag freilich nur zum Teil die konkrete Verwendung des Begriffes zu erläutern. Gotthelf verwendet den Begriff zuerst in der *Armenoth* (1840) noch relativ allgemein, dann aber rekurriert er offenbar auf eine polemische Debatte im Berner Parlament, dem Grossen Rat, also auf einen mündlich-pragmatischen Kontext, in welchem er sich durch die allusive Aufnahme des Begriffes positioniert.³⁴ Der diskursive wie der pragmatische Kontext bilden den Hintergrund für die Aufnahme und dauerhafte Integration des Begriffes in das eigene Vokabular und bilden so einen wesentlichen Teil auch der Textgenese.

3.) Als drittes Problem werden von Mathijsen kulturhistorische Erweiterungen genannt, die den Hintergrund eines Textes und seiner Entstehungszeit umfassend erarbeiten, aber zum unmittelbaren Textverständnis nicht unbedingt notwendig seien. Hier eine klare Grenze zu ziehen, dürfte nicht allein wegen der – eine umfassende Kommentierung nicht legitimierenden – heuristischen Freuden der Kommentatorin oder des Kommentators schwierig sein, obwohl ohne weiteres einzugestehen ist, dass es durchaus schwerfallen kann, sich von geliebten Funden zugunsten einer strengeren Auffassung von Textnähe (und eines in der Regel begrenzt verfügbaren Raums zur Entfaltung der Kommentare) zu verabschieden. Gerade bei publizistischen Texten wird freilich auch zu erwägen sein, ob es nicht sinnvoll sein kann, die Texte als Zugang zur Mentalitäts-, Diskurs- und im weitesten Sinne Kulturgeschichte ihrer Zeit und ihres Bezugsraumes zu nutzen. Eine Grenze zu ziehen zwischen Informationen, die unmittelbar für das Textverständnis relevant sind und solchen, die bereits

³³ Jeremias Gotthelf: *Neuer Berner-Kalender*, Band 3: Kommentar. Hrsg. von Christian von Zimmermann in Zusammenarbeit mit Barbara Berger Guigon, Stefan Humbel u. Patricia Zihlmann-Märki, 2 Teilbände. Hildesheim, Zürich, New York 2012 (Historisch-kritische Gesamtausgabe. Abteilung D.3), Teilbd. 1, S. 285f.

³⁴ Ebd., Bd. 2, S. 816f. u. S. 870f.

über das Textverstehen hinausgehen, muss etwa bei den kritischen Jahresüberblicken, die Jeremias Gotthelf im *Neuen Berner-Kalender* publizierte und die auf zahlreiche Zeitungsmeldungen, mündlich kolportierte Nachrichten und zeittypische Diskurse rekurrieren, erhebliche Schwierigkeiten bieten, da den Kalendertexten der kritische Diskurs über Ereignisse, Zeitungsmeldungen und lokale Gerüchte eingeschrieben ist, der auch eine strikte Unterscheidung von Erläuterung (Sprach- und Sacherläuterung, Zitat, Realien) und diskursiver Kommentierung³⁵ rasch als illusorisch erweist. Sieht man freilich die Texte als Zugang zu den politischen Auseinandersetzungen der Zeit, als Position in Debatten mit diversen Debattierenden und die einzelnen Aussagen im Kontext konkreter Diskurszusammenhänge, so werden die Zeitkontexte als diejenige Gegenwart erkennbar, in welcher die Texte ihre Bedeutung ursprünglich entfalteten.³⁶

Ganz ähnlich ist die Situation bei den Lesereinsendungen, die Gotthelf an mehrere Zeitungsredaktionen jeweils aus Anlass aktueller Zeitungsdebatten und politischer, sozialer und gesetzgeberischer Ereignisse verfasste.³⁷ Entsprechend hat Barbara Mahlmann-Bauer eine Kommentierungssystematik entwickelt, welche jede einzelne der über 150 Lesereinsendungen Gotthelfs in den Kontext der ihm zugehörigen Ereignischroniken und Zeitungsdiskurse einordnet. Eine solche, den Kontext bewahrende Kommentierung,³⁸ mag immerhin bei allem editorischen Bemühen punktuell bleiben; sie gibt aber dann an erstaunlich vielen Punkten die Möglichkeit, Einblicke in das zu gewinnen, was den Text ausmacht: einerseits in seine diskursive Intertextualität, andererseits in seine spezifische Genese, da der Kommentar – im Sinn etwa von Pierre Bourdieu – die Strukturzwänge und Ermöglichungsbedingungen der literarischen Produktion im literarischen Feld erkennbar werden lässt.³⁹

4.) Des Weiteren warnt Mathijsen vor einer unhistorischen Zugangsweise zu den Texten, was zunächst ein klarer hermeneutischer Grundsatz ist. Interessanter ist freilich die Frage, ob ein Kommentar eher auf die diskursiven und sozialen Entstehungskontexte abheben soll oder aber ob es Aufgabe des Kommentars sein kann, die geschichtliche Entwicklung nach der Textpublikation zur Grundlage einer Kommentierung und somit einer historischen Einordnung zu machen. – So reizvoll es ist, den offenen Zukunftshorizont historischer Aussagen zu rekonstruieren, fragt sich doch, ob etwa ein Kommentar legitimer Weise bei der Erläuterung antisemitischer Äußerungen in

³⁵ Vgl. zu diesem Differenzierungsvorschlag: Höpker-Herberg u. Zeller 1993 (Anm. 15), S. 57f.

³⁶ Vgl. Gotthelf 2012 (Anm. 33).

³⁷ Vgl. den Kommentar: Jeremias Gotthelf: *Politische Publizistik*. Hrsg. von Barbara Mahlmann-Bauer u. Marianne Derron, 2 Teilbände. Hildesheim, Zürich, New York 2012/13 (Historisch-kritische Gesamtausgabe. Abteilung F.1.2&3).

³⁸ Vgl. auch: Christian von Zimmermann: *Jeremias Gotthelf und der „Neue Berner-Kalender“ – Überlegungen zu einem Kommentar in der historisch-kritischen Edition*. In: Akten des XI. Internationalen Germanistikkongresses Paris 2005: *Germanistik im Konflikt der Kulturen*. Hrsg. von Jean-Marie Valentin, Bd. 5. Bern et al. 2008 (Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A. Kongressberichte 81), S. 293–299.

³⁹ Pierre Bourdieu: *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt a. M. 1999, S. 315f. – Zu Bourdieus Kritik an der ‚critique génétique‘ vgl. auch: Geert Lernout: *Genetic Criticism and Philology*. In: *Text. An interdisciplinary Annual of Textual Studies* 14, 2002, S. 53–75.

einem Text der 1920er Jahre die historische Entwicklung des Rassismus zum Holocaust ausblenden dürfte.

5.) Beherzigenswert ist gewiss der Hinweis auf die fünfte von Mathijsen genannte ‚Todsünde‘ des Kommentars („Hydra-Vorgehen“), die darin besteht, in die Erläuterung Begrifflichkeiten, Personennamen, Ortsnamen, Werke etc. aufzunehmen, die selbst wiederum erklärungsbedürftig sind und – stünden sie im kommentierten Text – ohne weiteres auch als zu kommentierendes Lemma ausgezeichnet worden wären. Wohl jeder Kommentar dürfte hierfür Beispiele bieten.

Es handelt sich um ein ähnliches Problem, wie es bereits anhand der Trakl-Kommentierung angesprochen wurde: Sehr häufig bedienen sich Kommentatorinnen und Kommentatoren eines fachlichen Jargons und setzen ein Fachwissen voraus, das Leserinnen und Lesern eine andere (in der Regel höhere) Hürde stellt, als dieselben Kommentatoren ihrer Lemmatisierungspraxis im Umgang mit dem zu kommentierenden Text zugrunde legen.

6.) Ebenso grundlegend ist der sechste Hinweis, der auf die Vermeidung allzu komplexer Verweisungssysteme abzielt. Die Verweisaufforderung an Leser und Leserinnen, zwischen Stellenkommentaren, Glossaren und Registern hin und her zu blättern, kann bei komplexen Verweisungen gewiss die Übersichtlichkeit und Benutzbarkeit der Edition beeinträchtigen; gewiss sind auch zirkuläre oder ‚leere‘ Verweise schlicht Fehler des Kommentars.

Die Verweisproblematik dürfte bei digitalen Projekten eher zunehmen. Die Hauptprobleme können – neben dem offenen Zeithorizont eines vielleicht dauerhaften ‚work in progress‘ – in der möglichen Verweisungskomplexität, in der undurchsichtigen Unterscheidung zwischen leeren und gefüllten Verweisungszielen sowie in der Notwendigkeit der Sicherung des Informationsgehaltes externer Daten bestehen. Grundsätzlich sollte als Standard berücksichtigt werden, dass leere interne und externe Verweise graphisch abgehoben als ‚(noch) nicht ermittelt‘ deklariert werden müssen und dass der Verweis auf externe Datenbestände interne Informationen nicht ersetzen kann und nur eine Belegfunktion haben sollte. Der Leser und die Leserin dürfen hier erwarten, dass der digitale Inhalt, auf den verwiesen wird, zumindest als Zusammenfassung ‚intern‘ zugänglich und damit gegenüber Veränderungen, Tilgungen oder ‚Umzug‘ externer Daten gesichert ist.

7.) Dass ein ‚dürrer Stil‘ für die Bereitschaft der Leserinnen und Leser eher abträglich ist, den Kommentar auch zu lesen, versteht sich von selbst. Ein Übermaß an Abkürzung, elliptischen Formulierungen, Verweisungen und unpersönlichem Stil ermüdet gewiss und ein auch individuell geprägter Stil des Kommentars mag auflockernd wirken. So sehr es freilich auch beim Kommentar heißen darf *variatio delectat*, so bedenkenswert ist etwa der Vorschlag der Georg Büchner-Edition die Kommentierungssprache durch formelhafte Verwendung zu präzisieren und dadurch differenziertere Beschreibungsmöglichkeiten zu erreichen. Insbesondere ging es Burghard Dedner und den Büchner-Editorinnen und -Editoren um die Charakterisierung spezifischer intertextueller Verhältnisse, konkret um die sprachlich präzise und formelhafte Be-

zeichnung des jeweiligen Grades der Textabhängigkeit oder der Vorlagenbearbeitung bei der Aneignung literarischer oder anderer Quellen:⁴⁰

Die besser dokumentierbaren Übereinstimmungen mit historiographischen Quellen nennen wir ‚Übernahmen‘; bei quellenbedingter Übereinstimmung mit literarischen Texten sprechen wir entweder von ‚Entlehnungen‘ oder – und zwar meist – von ‚Anregungen‘, wobei wir je nach dem Grad unserer Gewissheit unterscheiden, ob es sich vermutlich (‘vmtl.’) oder möglicherweise (‘mglw.’) um eine Anregung handelt [etc.]

Hier ist die Formalisierung der Beschreibungssprache gewiss nicht zu weit getrieben; allerdings macht diese sprachliche Präzision letztlich ein Glossar notwendig, dessen Anlage gewiss nur eine geringe Komplexität und Fülle erlaubt, wenn Leserfreundlichkeit eine Anforderung an den guten Kommentar darstellt.

8.) Grundlegender als die Frage des Stils des Kommentars ist die Frage nach den Grenzen der Kommentierung. Bekannt ist die von Manfred Fuhrmann eingeführte Unterscheidung primärer und sekundärer Dunkelheiten eines Textes.⁴¹ Aufgabe des Kommentators könne es nicht sein, dunkle Ausdrücke als Teil einer spezifischen dichterischen Sprache des Textes auszudeuten, vielmehr solle sich der Kommentar darauf beschränken, diejenigen Textstellen zu erläutern, deren bildlicher oder realer Bezug dem damaligen Leser bekannt gewesen ist, dem Zeitgenossen des Kommentators aber erschlossen werden muss. In diesem Sinn wäre der Ausdruck „schwarze Milch der Frühe“ aus Paul Celans berühmter *Todesfuge* nicht in einen Kommentar aufzunehmen, da der Ausdruck weder einer zu seiner Zeit bekannten Ikonographie oder emblematischen Tradition entnommen ist noch einen in der Kommentierungsgegenwart unbekannt gewordenen Sachverhalt referenziert, der dem heutigen Leser im Kommentar erschlossen werden müsste, sondern der spezifischen poetischen Sprache des Textes angehört, wie sie schon für die Zeitgenossen der Publikation des Textes ‚dunkel‘ sein musste. Umgekehrt wäre der Ausdruck „blaue Milch“ aus einem Text von Jeremias Gotthelf in jedem Fall kommentierungsbedürftig, zumal es sich hier zwar im Kontext um eine ebenfalls der poetischen Sprache des Textes eingefügte spezifische Bildlichkeit handeln könnte, zunächst aber einmal eine Sachreferenz zu klären ist, die dem heutigen Leser nicht mehr ohne weiteres vertraut ist; die historisch-kritische Gotthelf-Edition kommentiert daher: „Stark entrahmte oder mit Wasser versetzte Milch schimmert bläulich; ausserdem verfärbt sich die Milch je nach Verfälschungsgrad mehr oder weniger blau, wenn der Käser zur Milchprobe einige Tropfen Jodtinktur in die Milch tröpfelt“.⁴² Im vorliegenden Fall würde man die fehlende Aufnahme des Ausdrucks „schwarze Milch der Frühe“ in eine kommentierte Celan-Edition freilich dennoch als Kommentierungsfehler ansehen dürfen.

⁴⁰ Georg Büchner: Danton's Tod. Marburger Ausgabe, Band 3.4: Erläuterungen. Bearbeitet von Burghard Dedner unter Mitarbeit von Eva-Maria Vering u. Werner Weiland. Darmstadt 2000, Vorbemerkung, S. 3.

⁴¹ Manfred Fuhrmann: Kommentierte Klassiker? Über die Erklärungsbedürftigkeit der klassischen deutschen Literatur. In: Warum Klassiker? Ein Almanach zur Eröffnungsedition der Bibliothek deutscher Klassiker. Hrsg. von Gottfried Honnefelder. Frankfurt a. M. 1985, S. 37–57.

⁴² Gotthelf 2012 (Anm. 33), Teilbd. 1, S. 356.

Zumindest spricht einiges dafür, „schwarze Milch der Frühe“ in einen Kommentar aufzunehmen, auch wenn es sich gewiss verbietet, bei einer in dieser Weise interpretationsoffenen Bildlichkeit im Kommentar eine Deutung anzubieten. Gerade aber bei Hochkanontexten wie der *Todesfuge*, die vielfach interpretiert worden ist, könnte es eine Aufgabe des Kommentars sein, stellenbezogene Deutungsversuche im Kommentar zu dokumentieren. Wichtiger wäre freilich eine weitere Kommentarfunktion. Der Kommentar müsste an dieser Stelle wohl darauf verweisen, dass Celan nicht der erste Urheber dieser Bildlichkeit gewesen ist. Für die Leserin und den Leser erschliesse erst der Kommentar den Bezug zu Yvan Golls französisch und deutsch geschriebenen Gedicht *Chants des Ivaincus* auf, in welchem die Wendung „schwarze Milch des Elends“ ebenfalls von konstitutiver Bedeutung für das Gedicht ist. Da auch zur Anschlussproblematik, ob es sich bei Celans vermutlicher Übernahme der Wendung um ein urheberrechtlich relevantes Plagiat handelt, bereits Studien gibt, wäre wohl auch auf diese Frage in einem Kommentar einzugehen.⁴³ Die im Hintergrund relevante Affäre um die Vorwürfe von Claire Goll, Paul Celan habe Yvan Goll plagiiert, wäre wohl ebenfalls erwähnenswert. In der vorliegenden kommentierten Celan-Ausgabe findet sich zwar das Lemma, die dortigen Eintragungen liefern jedoch keinen stellenbezogenen Hinweis auf die hier geschilderten Verhältnisse, sondern bieten eine poetologische Selbstdeutung aus Celans Büchner-Rede sowie Celans Anstreichung in einem Zeitungsartikel, in welchem er 1964 eine ähnliche Formulierung wiederfand.⁴⁴ Gegenüber diesen späten Zeugnissen werden die für die im hier vertretenen Sinn ‚textgenetischen‘ Verhältnisse relevanteren Plagiatsvorwürfe zwar in der Einleitung zum Kommentar der *Todesfuge* pauschal benannt,⁴⁵ aber eben nicht unter Nennung der Bezugstexte im Werke Golls oder der Stellen im zu kommentierenden Gedicht.

Unabhängig vom konkreten Kommentar zeigt sich, dass die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Dunkelheiten des Textes als Richtlinie für die Aufnahme eines Lemmas in den Kommentar ungeeignet und unterkomplex ist, da sie nicht sämtliche möglichen Funktionen eines Kommentars berücksichtigt.

9.) Eine grundlegende Kritik an der Praxis des Kommentars hat auch Michel Foucault formuliert, der dabei freilich insbesondere auf den biographischen oder ‚intentionalen‘ Kommentar abzielte, der darlegen wolle, was eine Autorin oder ein Autor mit dieser oder jener Wendung intendiert habe. Foucaults Ausführungen lassen sich als Grundlage einer kontextuellen und diskursiven Kommentierungspraxis verstehen.

⁴³ Vgl. Peter Garloff: „EBER“, „URHEBER“. Das „schicksalhaft Einmalige“ und die juristische Individualität in Celans Dichtung. In: *Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften* 8, 2004, S. 128–167.

⁴⁴ Paul Celan: *Die Gedichte*. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band. Hrsg. und komm. von Barbara Wiedemann. Frankfurt a. M. 2003, S. 608. – Ein Online-Kommentar der „Todesfuge“ von Eric Horn weist die Textstelle aus und nennt drei weitere mögliche Bezüge (Rose Ausländer, Alfred Margul-Sperber, alttestamentliche Klagelieder); der Streit um das mögliche Goll-Plagiat bleibt unerwähnt (<http://www.celan-projekt.de/verweis-milch.html>; zuletzt ges. 11.03.2013). Zu möglichen Prätexten vgl. zusammenfassend: Jean Bollack: *Dichtung wider Dichtung. Paul Celan und die Literatur*. Göttingen 2006, S. 50–54. – Zusätzlich könnte noch auf Prudentius’ „Psychomachia“ (Vers 469) verwiesen werden.

⁴⁵ Ebd., S. 607.

Für eine solche Praxis wäre „[d]er Sinn einer Aussage [...] nicht definiert durch den Schatz der in ihr erhaltenen Intentionen, durch die sie zugleich enthüllt und zurückgehalten wird, sondern durch die Differenz, die sie an andere, wirkliche und mögliche, gleichzeitige oder in der Zeit entgegengesetzte Aussagen anfügt“,⁴⁶ und der Kommentar fahndete so im Sinn Foucaults nach der „systematische[n] Gestalt der Diskurse“ als dem Ermöglichungsraum des konkreten Textes.

Einer biographischen Lektüre, die sich zu klären bemühte, warum und zu welchem Zweck eine Autorin oder ein Autor diesen oder jenen Text geschrieben hat und wie er autorgemäß zu verstehen wäre, ist gewiss eine Kommentierung vorzuziehen, welche die Aussagen des Textes im Rahmen historischer und medialer Aussagemöglichkeiten unterscheidend als Position erkennbar werden lässt.

10.) Als ein Risiko des Kommentars, welches freilich zu einer eigenen Kunst der Wissensverarbeitung und -archivierung ausgeführt werden könne, benennt Hans Ulrich Gumbrecht die Tendenz des Kommentars, den zugrunde gelegten Text in Lemmata zu atomisieren. Der fortlaufende Textzusammenhang (oder die Illusion einer syntagmatischen Kohärenz) werde zugunsten einer ‚parasitären‘, ‚supplementären‘ Texterweiterung im Kommentar ersetzt, welche den Textzusammenhang aufzulösen drohe, aber – im besonderen Fall – als eigene Wissenstopik funktionieren könne, in welcher umfassende Wissensstände an einen Text und eine Texttradition angelagert werden, ohne dass der ‚ästhetische Genuss‘ des Basistextes noch das Ziel der Kommentierung sein müsse.⁴⁷

Gumbrechts Hinweis auf die mögliche Atomisierung der Texte durch den Kommentar ist im Hinblick auf die Möglichkeit zur Wissensanlagerung an Texte gewiss eine interessante strukturelle Beobachtung; gleichwohl wäre sie im Hinblick auf den Lektüreprozess deutlich zu relativieren, denn weniger als sich dies vielleicht mancher Kommentator und manche Kommentatorin wünschen mögen, neigt der Kommentar zu einer dekonstruktivistischen Auflösung des Syntagmas zugunsten einer gewiss reizvollen Reise durch die angelagerten Wissensstände. Den Leserinnen und Lesern freilich im Zuge der syntagmatischen Lektüre punktuell die Öffnung des Paradigmas zu ermöglichen, ohne sie auf diese Seitenwege zu verpflichten, gehört zu den wünschenswerten Dienstleistungen der Kommentierung.

4. Interpretation, Vermittlung, Sacherläuterung als Aufgaben des Kommentars

Aus den vorstehenden Ausführungen ergibt sich rasch, dass es nach der hier vertretenen Auffassung auch keine klare Ablehnung interpretierender Kommentierung geben kann. Lothar Bluhms Fazit aus seiner Kritik der Trakl-Edition wäre daher zu bekräftigen:⁴⁸

⁴⁶ Michel Foucault: *Die Geburt der Klinik*. München 1973, S. 15.

⁴⁷ Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht: *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*. Übers. von Joachim Schulte. Frankfurt a. M. 2003, S. 69–87, bes. S. 82–84.

⁴⁸ Bluhm 2010 (Anm. 24), S. 144.

Die Schwierigkeiten etwa einer gültigen Grenzziehung zwischen Erläuterung und Interpretation oder der angemessenen Berücksichtigung von intertextuellen Bezügen scheinen mir zweitrangig gegenüber der Notwendigkeit, den Verlust an historischem und kulturellem Wissen auszugleichen.

Gleichwohl wäre auch die Frage nach dem Ort der Interpretation differenzierter zu betrachten. Zunächst möchte ich kurz auf das Kommentierungskonzept in der Edition von Goethes epischen Werken „Die Leiden des jungen Werthers – Die Wahlverwandtschaften – Kleine Prosa – Epen“ eingehen, die Waltraud Wiethölder in Zusammenarbeit mit Christoph Brecht im Rahmen der Goethe-Edition im Projekt des Deutschen Klassiker-Verlages publiziert hat.⁴⁹ Der Kommentar umfasst lediglich etwa ein Viertel der Edition, was vor allem zu Lasten des Stellenkommentars geht, der im Fall der „Wahlverwandtschaften“ gegenüber einem 44seitigen Einleitungskommentar gerade einmal 36 Seiten einnimmt. Das Konzept des Einleitungskommentars umfasst „Entstehung“, unkommentierte „Äußerungen Goethes“, einen umfassenden essayistischen Text „Zur Deutung“ sowie eine Bemerkung zur „Textgrundlage“. Die von Frühwald genannten Kommentarpflichteile „Textkritik“, „Quellenkritik“, „Text-Analyse“ und „Werk-Rezeption“ werden durchaus berücksichtigt, und quellenkritische und rezeptionsgeschichtliche Bemerkungen bilden ohne eine ausführliche Dokumentation einen integrativen Teil der Darstellungen „Zur Deutung“. Der sehr gut lesbare Einleitungskommentar trägt Hintergründe zum Textverständnis und Interpretationsansätze für interessierte Leserinnen und Leser zusammen, verzichtet aber auf einen für das akademische Fachpublikum unverzichtbaren genauen Nachweis der Forschungsliteratur, die nur in ihren Ergebnissen benannt wird. Ein Literaturverzeichnis im Anhang gibt Auskunft über ausgewählte Studien zu Goethes Roman. Mehr als eine Einführung in die Lektüre bietet der Einleitungskommentar nicht – dies allerdings in sehr ansprechender Weise.

Der Stellenkommentar geht über Wort-, Sach- und Namensklärungen oder Zitatnachweise hinaus und liefert vielfach Hinweise zur Ausdeutung bildlicher und mythologischer Anspielungen, Hinweise zum Spiel des Romans mit Namen und Schauplätzen sowie nicht allzu selten auch Hinweise zu weitergehenden interpretatorischen Aspekten. Letzteres gilt insbesondere für die Ausdeutung vieler Textstellen im Hinblick auf einen Bezug zum Melancholiediskurs und Symptomatik des Melancholikertypus. Wie schon beim Einleitungskommentar ist hier eine ‚wissenschaftliche‘ Stellenkommentierung nicht angestrebt; eher handelt es sich um den Versuch, eine der Editorin oder dem Editor wichtige Lesart kommentierend zu vermitteln und folgt damit der von Gunter Martens kritisierten falschen Tendenz des Kommentierens, spezifischen „Sinnzuweisungen aus einer Fülle von Möglichkeiten und Alternativen“ den Vorrang zu geben, ohne andere Deutungen zuzulassen.⁵⁰ Das führt mitunter auch zu suggestiv-didaktischen Phrasen, die in einem wissenschaftlichen Kommentar sicher

⁴⁹ Johann Wolfgang von Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Die Wahlverwandtschaften. Kleine Prosa. Epen. Hrsg. von Waltraud Wiethölder in Zusammenarbeit mit Christoph Brecht. Frankfurt a. M. 2006 (DKV Taschenbücher 11).

⁵⁰ Martens 1993 (Anm. 15), S. 38.

deplatziert wären, z.B.: „Die Funktion der Novelle als einer antithetischen Spiegelung der Romanhandlung ist leicht erkennbar.“⁵¹ Die Kommentierung der Textstelle, an der Eduard den Koffer als Geschenk für Ottilie in Auftrag gibt, als intertextueller Bezug zum Mythos von der Büchse der Pandora bedürfte zumindest einer eingehenderen Argumentation (als Rechtfertigung des Kommentars).⁵² Während so kommentiert wird, was nicht nahe zu liegen scheint, lässt der Stellenkommentar viele Fragen, die sich einem nichtwissenschaftlichen Lesepublikum stellen dürften, offen (z. B. zur Mode der Rezitation und Deklamation).

Die Kommentierungspraxis, wie sie sich in der Studienausgabe der „Wahlverwandtschaften“ darbietet, könnte als vermittelnd und teils als didaktisch verstanden werden, ist an ein Publikum gerichtet, das nicht an den literaturwissenschaftlichen Fachdiskussionen teilnimmt. Der Kommentar vermittelt dabei nicht allein den Text, sondern er vermittelt auch die Rezeptionsgeschichte sowie die Ergebnisse der Goethe-Forschung, wobei auch eigenwillige Interpretamente der Kommentatoren präsentiert werden, also einem interpretierenden Kommentar nicht ausgewichen wird. Die Edition steht damit in der Tradition der Hamburger Studienausgabe von Erich Trunz,⁵³ weist aber eine besonders deutliche Neigung zur Deutung auf.

Längst nicht alle Editionen, die im Rahmen des Programms des Deutschen Klassiker-Verlages erschienen sind, folgen dieser Praxis. Als Beispiel eines anderen Verfahrens sei die Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen-Edition von Dieter Breuer genannt. Breuer beschränkt sich im Stellenkommentar zum *Simplicissimus Teutsch* auf Sach- und Spracherläuterungen, Bezüge innerhalb des Autorwerkes sowie die literarischen und diskursiven Kontexte.⁵⁴ Der Stellenkommentar ist dabei auch sprachlich möglichst knapp gefasst; die vergleichsweise hohe Dichte der Erläuterungen entspricht dem Informationsbedarf, den auch fachkundige Leserinnen und Leser haben, um den Text sprachlich und sachlich (nicht interpretatorisch) zu erschließen. ‚Deutungsaspekte‘ bleiben auf den Einleitungskommentar beschränkt. Dieser Kommentar kann (auch in Bezug auf Einleitungskommentar, Variantenverzeichnung, umfassende Bibliographie und Bildbeigaben) gewiss als mustergültig für die Edition fiktionaler frühneuzeitlicher Texte gelten, wobei freilich einzuräumen ist, dass die textphilologische Gestaltung der Edition umstritten ist.⁵⁵

Für den Kommentar wäre die Praxis Breuers gewiss gegenüber derjenigen von Wiethölder und Brecht vorzuziehen. Auch wenn eine stärker interpretierende Kommentierung zwar durchaus akzeptabel ist, so müsste sich diese als Ergänzung zu den Erläuterungen verstehen, eher in einer Einleitung diskutiert werden als im Stellenkommentar das leitende Prinzip bilden. Als Grundregel ließe sich mit Jens Stübens

⁵¹ Goethe 2006 (Anm. 49), S. 1046.

⁵² Ebd., S. 1035: Der Kommentareintrag beginnt: „Otiliens Koffer verweist als bedeutsames Requisit auf den Mythos der Pandora [...]“

⁵³ Vgl. Rüdiger Nutt-Kofoth: Goethe-Editionen. In: Nutt-Kofoth u. Plachta 2005 (Anm. 5), S. 95–116, hier S. 109.

⁵⁴ Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: Werke. Hrsg. von Dieter Breuer, 2 Bde, Bd. I. Frankfurt a. M. 1989/1992.

⁵⁵ Ferdinand van Ingen: Grimmelshausen-Editionen („Simplicissimus“). In: Nutt-Kofoth u. Plachta 2005 (Anm. 5), S. 117–140, hier S. 128.

Resümee der von ihm vorgenommenen Sichtung von Stellungnahmen zum Problem des Kommentars formulieren:⁵⁶

Es kommt auch bei der Kommentierung – wie bei allen übrigen editorischen Tätigkeiten – nicht darauf an, die Interpretation um jeden Preis zu meiden, sondern im Gegenteil darauf, sich ihrer Unterstützung zu bedienen, sie jedoch als solche zu kennzeichnen, um Subjektives intersubjektiv mitteilbar und überprüfbar zu machen.

5. Aufgaben des Kommentars im Rahmen einer historisch-kritischen Gesamtausgabe

Wer Texte kommentiert, geht davon aus, dass diese nicht lediglich aus dem Bestand von Zeichen oder von Phänomenen auf einer Handschrift bestehen, sondern ein Ganzes bilden, welches durch relationale Bezüge auf Kontexte hin bestimmt wird und also mehr ist als das ‚Schwarzaufweiß‘ der Lettern. Offenbar hat der Kommentar zwei zentrale Funktionen: zum einen die Vermittlung historischer Wissensstände für heutige Leserinnen und Leser, zum anderen die Ergänzung der textphilologischen Beobachtungen der Textgenese (und etwa des schöpferischen Prozesses auf dem Blatt der Handschrift) durch die intellektuellen Aspekte der Textgenese im Sinn einer diskursgeschichtlichen Bestimmung des Textes im Horizont der Aussagemöglichkeiten und der Ermöglichungsbedingungen des Textes. Der Kommentar sollte also die sprachliche und sachliche stellenbezogene Erläuterung des Textes liefern, diejenigen Referenzen und Kontexte des Textes auflösen, die den Zeitgenossen zugänglich sein konnten, im Leserprofil der Edition aber nicht mehr vorausgesetzt werden können.

Die vorstehenden Betrachtungen sollen vor allem einmal mehr zu einer Diskussion über Theorie und Methoden des Kommentars anregen. Die Frage, welche Anforderungen an einen guten Kommentar zu stellen sind, muss als weitgehend ungeklärt betrachtet werden. Abgesehen davon, dass Kürze wohl als ein wichtiges Qualitätshindernis anzusehen ist, lassen sich derzeit eher mögliche Fehlerquellen benennen und vor allem die Aufgaben bestimmen. Die Aufgaben des Kommentars einer historisch-kritischen Gesamtausgabe liegen meines Erachtens in folgenden Bereichen: 1) Der Kommentar muss die Textgenese klären, das heißt, er soll Informationen zu den diskursiven Voraussetzungen enthalten, die Textproduktion im Kontext der sozialen Autorrolle (und etwa des Habitus als Selbstverständnis einer Berufs- oder Autorgruppe) sowie im Rahmen einer Inszenierung des Autors im literarischen Feld erläutern. Schließlich gehören die (heute häufig stark in den Vordergrund gerückten) unmittelbaren Bedingungen und Prozesse der Verschriftlichung in den Bereich der Textgenese. 2) Der Kommentar soll Rhetorik, Gattungsbezogenheit, Medialität und weitere Aspekte der ästhetischen Faktur des Textes erläutern. 3) Dem Kommentar fällt zudem die Aufgabe zu die intentionalen und historischen Kontexte zu erhellen. Auf welche unmittelbaren sozialen, politischen, literarischen, medialen Kontexte ist ein Text in seiner spezifischen Faktur und seinen spezifischen Gehalten intentional

⁵⁶ Jens Stüben: Edition und Interpretation. In: Nutt-Kofoth 2000 (Anm. 17), S. 263–302, hier S. 302.

bezogen? Welche konkreten Wirkungen hat er entfaltet und wie ist er rezipiert worden? 4) Zu den Aufgaben des Kommentars zählt weiterhin die Vermittlung des relevanten Kontextwissens. Dabei wird eine spezifisch bestimmbar oder allgemeine Leserschaft adressiert, und je nach Adressierung ist eine eher fachwissenschaftliche oder eher didaktische Darstellung wählbar.

Abstract

In Germanistic philological editing, theoretical discussion on the commentary assumes traditionally a secondary role compared to the manifold contributions on other subjects of textual philology. Already in 1924, Georg Witkowski admonished to enhance scholarly debates on the commentary, and the claim has since been repeated several times. This paper reflects current discussions in the context of contemporary annotation practice, wishing to trigger new considerations of how the intellectual genesis of text and the contexts of literary works can be adequately illustrated in the commentaries.